

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 21 (1927)
Heft: 2

Artikel: Die Taubstumme : nach einer Erzählung von Thieme [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-922665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fassen und zu spenden vermag. Das sollte nicht sein. Lassen wir vielmehr unsern „Sender“ fleißig arbeiten, viel Gutes und Liebes ausströmen, dafür sind immer Empfänger da: betrübte Herzen, einsame Seelen, von der Sünde Gefnechtete, Verlassene und Verstoßene. Welch ein wundervoller „Sender“ war Jesus, dessen Geburt wir gefeiert haben, und wenn wir seinen Spuren folgen, so können die Engel jetzt noch singen: An den Menschen ein Wohlgefallen!
E. S.

Zur Unterhaltung

Die Taubstumme.

Nach einer Erzählung von Thieme. (Fortsetzung)

Emmerenz zog sich, nachdem sie ihn sorgsam mit einer Decke zugedeckt, mit den Kleinen in die Küche zurück. „Schlaf wird ihm gut tun und ihm auch bessern Mut bringen“ dachte sie. Sie irrte sich nicht. Der Windmüller Lahnert war nicht der Mann, den Kopf zu hängen und sich widerstandslos zu ergeben. So entschloß er sich zu dem schweren Gang zu seinem Vetter, dem Viehhändler Liborius Lahnert. Natürlich hatte dieser bereits von seinem Unglück gehört. Im Dorfe galt der Viehhändler als habfüchtig und geldgierig und man nahm an, daß er ein hübsches Vermögen sammengeschart hatte.

Er selber schien indessen anderer Ansicht, denn er kam dem Vetter, mit dem er sonst wenig Verkehr hatte, hastig zuvor mit den scheinbar treuherzigen Worten: „Hab's wohl gehört, Joseph, und herzlich leid hat's mir getan, aufrichtig leid, das kannst du mir glauben. Ich wäre auch schon selber bei dir gewesen, wenn ich dir mehr bringen könnte als leidigen Trost. Aber was helfen dir Worte? Geld brauchst du, um aus der Patsche zu kommen. Kannst dich darauf verlassen, Joseph, wenn ich's hätte, ich ließe dich nicht in der Tinte sitzen!“

Auf den Zügen des Müllers malte sich schmerzliche Enttäuschung. „Ich wollte dich gerade bitten, mir ein paar hundert Mark zu leihen. Sicher sind sie dir, Liborius, dafür kennst du mich“. Die Miene des Veters nickte die warmherzigste Beistimmung aus. „Selbstverständlich, Joseph. Freilich der Mensch kann sterben“. „Dann kann die Mühle verkauft werden. Es würde wohl etwas übrig bleiben. Solange ich aber lebe, muß ich sie mir erhalten, sie allein sichert meiner Familie Unterhalt. Im Ernst, Liborius“, er streckte

bittend die Hand gegen den Vetter aus „willst du mir nicht das Geld geben“? Liborius trat erstaunt einen Schritt zurück. „Wie kommst du nur auf den Gedanken, so viel Geld bei mir zu suchen“? „Alle Welt sagt“ — „alle Welt ist nährisch geworden. Womit soll ich's denn verdient haben? Der Handel wirft nicht allzuviel ab, und die Zeiten sind elend genug. Ich wollte, ich wäre in der Lage, Vetter, ich wollt's um meinetwillen. Warum wendest du dich nicht an den alten Salzacker“? „Ich muß es leider jetzt tun“ erwiderte der Müller, indem er sich zum Gehen anschickte. An der Tür wandte er sich nochmals zu dem Viehhändler zurück. „Liborius, wir sind Geschwisterkinder, haben als Jungen einträchtig zusammen gespielt — kannst du's übers Herz bringen, mich mit meiner Familie untergehen zu lassen, wo's dich nur einen Griff in den Kasten kostet, mich von allen meinen Sorgen zu befreien“? Der andere zuckte die Achseln. „Wenn du mir nicht glaubst, kann ich's nicht ändern, aber Geld kann ich trotz alledem nicht aus dem Ärmel schütteln! Ich will mich umsehen für dich — vielleicht hör' ich was. Gleich brauchst du's doch nicht?“ Mit biederer Herzlichkeit ergriff er des Veters Hand und drückte sie wie die eines geliebten Bruders. Aber gerade diese verstellte Liebenswürdigkeit machte dem Müller die Abweisung doppelt widerwärtig. Aergerlich und beschämt zugleich ging Lahnert nach Hause. „Hätt's mir ersparen können“, bedeutete er finster seiner Frau. „Warst du bei ihm?“ Er zeigte mit der Hand nach oben. Sie nickte betrübt. „Er hat auch nichts — wie?“ lachte der Müller grimmig. „Gar nichts, Joseph. Grad soviel, um nicht verhungern zu müssen“. „Und die Anzahlung, die er seinerzeit von uns empfangen hat?“ „Hat er verborgt an Verwandte und verloren“. „Es ist eben einer wie der andere. War er auch so lügenfreundlich?“ „Im Gegenteil. Wie wir nur so albern sein konnten, uns an ihn zu wenden. Wir mußten doch am besten wissen, wie arm er ist.“ Dabei zitterte er am ganzen Leibe wie im Fieber und schaute voll Angst nach dem großen Schrank in der Ecke. „Da steckt's, weißt du?“ „Da steckt's“ bestätigte der Müller finster und ging in seine Mühle. Arbeiten mußte er doch, so lange er noch durfte.

Nichts ist entseßlicher, als einem unvermeidlichen Zusammenbruch tatlos entgegenharren zu müssen. Lieber gleich in den Abgrund, in den man uns stürzen will, als langsam Zoll für Zoll hingeschleift werden und dann in töd-

licher Pein warten, bis die schreckliche Entscheidung fällt. Alles Leben und Arbeiten hat Wert und Zweck verloren, alle Lust, alle Energie ist von uns gewichen, wir schmachten nach einer Beschleunigung unseres Unglücks wie nach einem Glück. Aber die Zeit rinnt auch durch den längsten und rauhesten Tag — allmählich nähert sich das gefürchtete Verhängnis und das Warten hat uns scheinbar dagegen abgestumpft. So bricht nun die Wucht der Stunde mit Macht über uns herein und der ganze wilde Ausbruch der ersten Verzweiflung wiederholt sich in verdoppeltem Maße.

Was Lahnert am Anfang und bereits fruchtlos getan, tat er nun noch einmal. Er wußte ja, jeder Schritt war unnütz, er unternahm ihn aber doch. Er entwürdigte sich, gab sich Blößen vor Menschen, die er verachtete, bat und versprach — alles nützte nichts, denn die ihm gern geholfen hätten, vermochten es nicht, und die es vermocht hätten, wollten nicht.

Eines Tages wurde der Zeitpunkt zur Verstärkung der Mühle angesetzt. Der arme Müller irrte bald herum wie ein zur Ruhelosigkeit verurteilter Geist, bald lag er, unfähig, zu handeln und zu denken, auf den Säcken in der Mühle, dann raffte er sich auf einmal wieder auf zu einem kurzen nochmaligen Rettungsversuch. In der nächsten, größeren Stadt wohnte ein entfernter Verwandter von ihm, der eine geachtete Stellung einnahm. Sein Vater hatte es durch Fleiß und Verstand zum Kanzleirat gebracht, der Sohn hatte studiert und verdiente als Rechtsanwalt viel Geld. Lahnert setzte seine geringen Barmittel an diesen letzten Versuch. Was waren die zweitausend Mark für den wohlhabenden Anwalt? Einem Gefühl nachgebend, das er selbst sich nicht recht zu erklären wußte, nahm er die kleine Walpurgis mit auf die Reise.

Der Rechtsanwalt wohnte in einem prächtigen Haus, in das sich der einfache Mann kaum hineinwagte und als er sich endlich getraute, war der Herr Better nicht zu Hause. Als er das zweite Mal anfragte, war er nicht zu sprechen, und der Müller wurde für eine andere Zeit bestellt. Endlich führte man ihn in das Sprechzimmer — wie war alles hier eingerichtet! Und als Lahnert gar in das schwellende Polster des Sessels hineinsank, in den er genötigt wurde, da war es, als wenn er mit dem Polster zugleich die eigene Seele zusammenpreßte, daß der Mut daraus hinwegfuhr wie der Wind aus einem Blasebalg. Dazu

fragte ihn der feingekleidete Herr so förmlich, was zu seinen Diensten stehe, daß er sich ihm so fremd gegenüber fühlte, als hätte er vor dem türkischen Sultan gestanden. Im Grunde waren sie ja auch einander fremd. Sie hatten sich nie gesehen, der Rechtsanwalt hatte vielleicht von ihm überhaupt noch nie gehört.

Lahnert nahm sich endlich zusammen und gab sich als Verwandter zu erkennen. Rechtsanwalt Schraff blickte etwas überrascht auf. „Sie sind der Windmüller Lahnert? Ja, ich glaube in der Tat, daß wir mit der Lahnertschen Familie verwandt sind. Also sind wir Vettern?“ „Ja wohl, Herr Doktor“. „Freut mich, Sie kennen zu lernen. Was verschafft mir das Vergnügen? Herr Better, haben Sie einen Prozeß?“ Die Frage nach dem Prozeß klang ja nicht gerade abweisend. Der Müller faßte sich also ein Herz und berichtete in der etwas weitschweifigen Weise eines einfachen Mannes über die Veranlassung seines Besuches. Die Stirn des Anwaltes umwölkte sich mehr und mehr, es schien sogar ein wenig Ärger und Langeweile in seinen Unmut gemischt, denn er sah wiederholt nach der Uhr und ließ häufig ein ungeduldiges Räuspern vernehmen. Endlich sagte er: „Lieber Herr Better, wir müssen uns beeilen. Ich muß um fünf Uhr einer Ausschussung beiwohnen.“ Lahnert errötete und suchte nach einem raschen Abschluß. „Sie wünschen also wohl meinen beruflichen Beistand, Herr Better?“ fragte der Anwalt, als Lahnert schwieg. „Ich fürchte, Herr Doktor, es ist in der Sache nichts weiter anzufangen.“ „Da haben Sie allerdings recht.“ „Ich schaffe entweder das Geld oder schaffe es nicht — und da dachte ich, ob vielleicht der Herr Better —“. Der Rechtsanwalt erhob sich und erklärte achselzuckend: „So leid es mir tut, lieber Lahnert, aber das ist gegen meine Grundsätze. Ich tue so etwas nicht. Lieber schenke ich gleich, wo das am Platze ist, aber auf derartige Anleihegeschäfte lasse ich mich nicht ein.“

Diese Grundsätze kannte der Müller gut genug. Er wußte längst, daß „Grundsatz“ die andere Bezeichnung für eine eiserne, unübersteigliche Mauer war, an der jede Bitte unwiderruflich abprallte. Wenn man etwas aus Grundsatz tut oder nicht tut, so braucht man sich selber keine Rechenschaft und andern keine Gründe anzugeben, man findet sich mit Mitleid und Pflicht ab und bewahrt sich den Ruf eines in keiner Weise anfaßbaren Menschen. Der „Grundsatz“ schloß alle weiteren Erörte-

rungen aus, der Müller brauchte nur noch aufzustehen und sich zu empfehlen. „Wollen Sie schon aufbrechen?“ fragte der Rechtsanwalt freundlich. „Wollen Sie nicht wenigstens ein Glas Wein trinken? — Auch du nicht, mein Kind? Wie heißt du denn, Kleine?“ „Das Kind ist taubstumm“ erklärte der Vater das Schweigen des Kindes. „Taubstumm? — ach, das ist ja ein rechtes Unglück!“ Doktor Schraff betrachtete einige Augenblicke das Kind mit erhöhter Teilnahme. „Schade um das hübsche Ding,“ äußerte er liebenswürdig. „Also kann ich Ihnen mit gar nichts dienen, Herr Vetter? Eine kleine Erfrischung wenigstens?“ „Danke, Herr Doktor, ich — ich möchte heute noch nach Hause fahren.“ „So, dann haben Sie allerdings wenig Zeit mehr zu verlieren. Der Zug geht in zwanzig Minuten. Wenn Sie ihn noch erreichen wollen — nun, hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen, Herr Vetter. Bedauere nur, daß es bei einer so betäubenden Gelegenheit geschehen ist und daß ich Ihnen nichts zu nützen vermag. Wenn Sie aber eines Rats bedürfen, so wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich. Ich bin stets gerne bereit, Ihnen jede Auskunft zu erteilen — unentgeltlich natürlich. Unter Verwandten nimmt man das ja nicht so genau.“ Der Rechtsanwalt empfand gewiß bei sich selbst, daß das Anerbieten sehr hochherzig von ihm sei, und der Müller bedankte sich dafür, aber innerlich fehlte ihm doch die rechte Würdigung der Erkenntlichkeit. Er atmete auf, als er wieder draußen war und mit seiner stummen Begleiterin raschen Schrittes den Weg nach dem Bahnhof einschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Belehrung

Die Gehörlosen und die soziale Frage.

Auszug aus einem Vortrag, gehalten anlässlich der Kulturtagung der Gehörlosen Sachsens, vom gehörlosen Fritz Albrechts-Berlin.

Wenn ich heute von der sozialen Frage spreche, so meine ich damit: „Welche Stellung nimmt der Gehörlose heute gegenüber der hörenden Gesellschaft ein und welche Stellung soll er für die Zukunft darin einnehmen?“

Die Frage, ob wir Gehörlose heute der vollsinnigen Welt gegenüber auf der Stufe der

sozialen Gleichberechtigung stehen, wird ein jeder, der die Verhältnisse kennt, entschieden verneinen müssen.

Und wie steht es mit der gesellschaftlichen Gleichberechtigung? Hier türmt sich noch eine gewaltige Mauer auf, welche die Öffentlichkeit baut und deren Steine sich aus Unkenntnis der Wesensart der Gehörlosen zusammensetzen.

Es ist nicht zuviel behauptet, wenn ich sage, daß nach dem heutigen hoch entwickelten Stand des Taubstummen-Bildungswesens in Deutschland wohl 95 Prozent aller Gehörlosen eine Ausbildung erhalten haben, die sie vollauf befähigt, am laufenden Webstuhl der Zeit redlich mit den Normal sinnigen um die Existenz zu ringen.

Namen hallen manchmal durch die Gegenwart, die von achtenswerten Leistungen Gehörloser auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens berichten, Namen Gehörloser, die sich aus eigener Kraft eine angesehene Stellung errungen haben. Doch — achtlos, ja manchesmal verächtlich und abschätzig gleitet die Menschheit darüber hinweg und wenn sie nur das Wort „taubstumm“ hört, ist sie fertig mit jenem vorschnellen Urteil, das den Taubstummen mit den geistig minderwertigen auf eine Stufe stellt. Und darin liegt das bittere soziale Unrecht, liegt das größte Leid unserer Mitmenschen, daß wir einem Wall von grundlosen Vorurteilen gegenüber stehen und hungrig vorüber gleiten müssen an der Tafel des Lebens.

Meine Damen und Herren! Manche unter Ihnen kennen wohl jenes köstliche Gefühl, das die Macht eines reichen Wissens verleiht, des Wissens, das sich turmhoch über alle Niedrigkeiten des Daseins erhebt. Nun stellen Sie sich vor, daß es auch unter den Gehörlosen viele gibt, die mit regem Geiste, mit redlichem Willen zur Mitarbeit vor den Toren des Wissens stehen und bittend Einlaß begehren. Aber da erhebt sich die menschliche Gesellschaft von heute und spricht: „Was willst du? — Du bist taubstumm!“ — Und schweigend müssen wir umkehren, denn der soziale Gedanke, der sich mit tönenden Worten breit macht, versagt hier.

Nicht etwa, daß unsere einstigen Erzieher sich unseren Wünschen entgegenstemmen — gewiß nicht — das allgemein bestehende Vorurteil, das sich bis in die höchsten gesetzgebenden Kreise hinauf erstreckt, läßt uns Deutschen, wenigstens auf dem Gebiete der geistigen Fort-